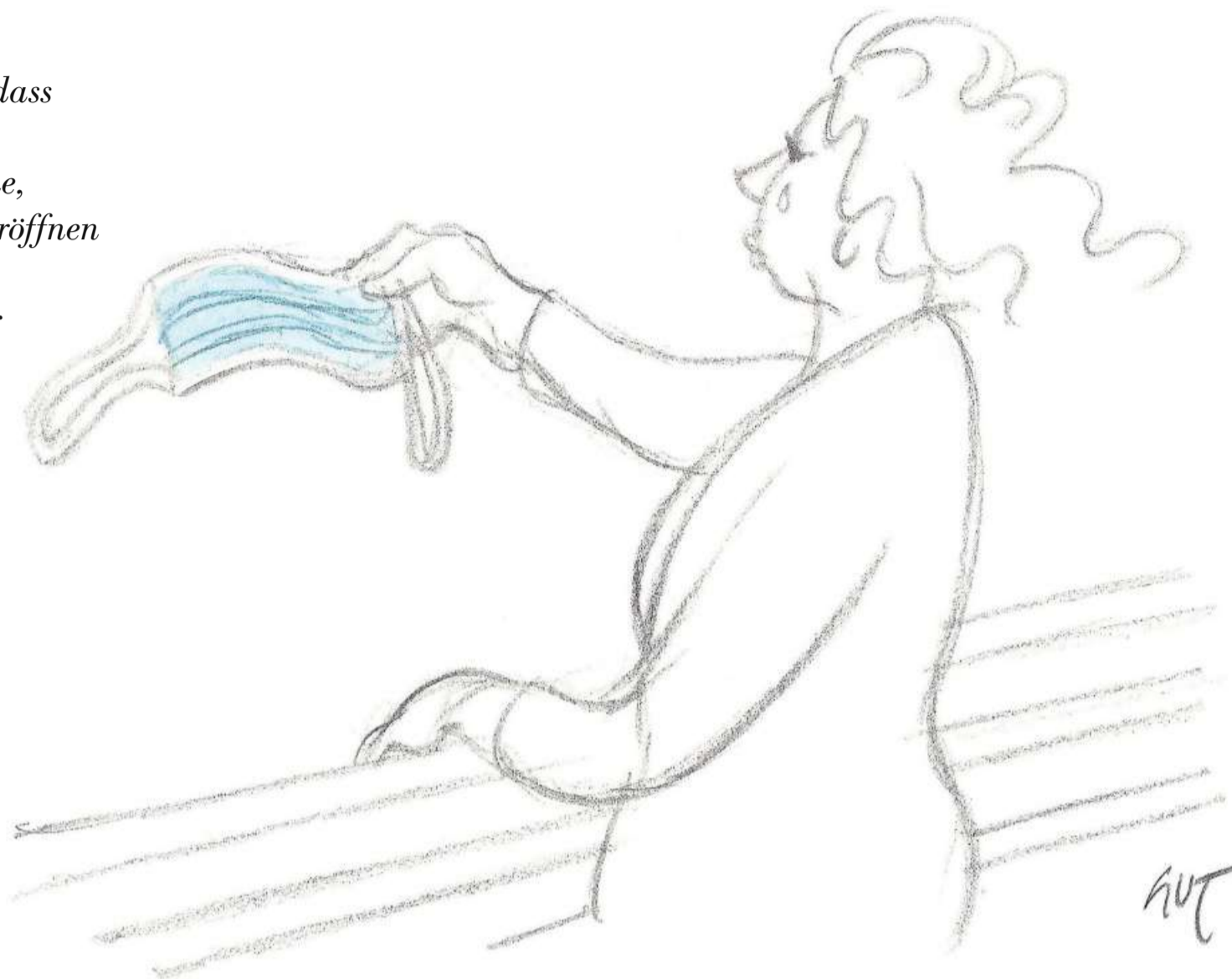


Ein neuer Existenzialismus in ansteckenden Zeiten

Mit Corona machen wir die Erfahrung, dass unser Leben, trotz den Errungenschaften der wissenschaftlich-technischen Moderne, dem Ungewissen ausgesetzt ist. Daraus eröffnen sich neue Ressourcen der Menschlichkeit.
Gastkommentar von Eduard Kaeser



Die Pandemie hinterlässt auch philosophische Spuren. Ganz banale. Zum Beispiel hat eine verstörende Welle persönlicher und sozialer Unsicherheit in den letzten Monaten Menschen erfasst, die mit Philosophie gewöhnlich nicht viel am Hut haben. Sie verspüren nun aber genau das, was Denkerinnen und Denker wie Simone de Beauvoir, Hannah Arendt, Jean-Paul Sartre, Albert Camus, Karl Jaspers oder Martin Heidegger in ihren Werken ausführlich und eindringlich beschrieben und analysiert haben: das Fremdwerden von Gewohntem, die Existenzsorge, die «Geworfenheit» in das Unvorhergesehene, Unerwartete, Unberechenbare: in das Nichts sogar.

Viele Leute entdecken überdies auf einmal, dass das wissenschaftlich-technische Arsenal des 21. Jahrhunderts keinen Schutz vor dieser Geworfenheit gewährt. Wir machen die typisch «existenzialistische» Erfahrung, dass unser Leben, trotz den Errungenschaften der wissenschaftlich-technischen Moderne, plötzlich dem Ungewissen, Absurden, ja Katastrophalen ausgesetzt ist. Das muss das Vertrauen in die wunderbare, auf Rationalität gegründete Zivilisiertheit unterhöheln.

Existenz vor Essenz

Der moderne Existenzialismus war sozusagen ein philosophischer Kulminationspunkt der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Kulturelle, wirtschaftliche, politische, schliesslich weltkriegerische Erschütterungen liessen buchstäblich und metaphorisch keinen Stein auf dem anderen, und aus den Trümmerbergen stieg ein Gefühl der Orientierungs- und Sinnlosigkeit. Die klassische Frage Kants «Was ist der Mensch?» war verklungen. Die Existenzialisten gingen vielmehr von bestimmten menschlichen Grundbefindlichkeiten aus wie Angst, Sorge, Sinnleere, Alleinsein, Langeweile. Sie verstanden den Menschen primär von seinem nackten «Dasein» her: *Dass er ist, kommt vor dem, was er ist.* Deshalb der Slogan: Existenz vor Essenz.

Wohl nicht wenige Menschen dürften in der gegenwärtigen Situation zumindest den Anhauch dieser Grundbefindlichkeit verspüren – wogegen übrigens keine Gesichtsmaske hilft. Die Befindlichkeit verlockt zu einem neuen Slogan: Existenz vor Identität.

Die Brisanz ist offensichtlich. Wir beobachten ja heute allenthalben ein Hauen und Stechen in Identitätskämpfen, und nun stellt uns das Virus vom Kopf auf die Füsse: *existence first!* Im gleichen Zug, in dem wir uns von anderen Leuten sozial distanzieren, erleben wir eine existenzielle Nähe, die sich nicht um Identitätsgrenzen schert: im Ausgesetztsein an das Virus. Vor dem Hintergrund der Pandemie erweisen sich all die Identitätsfutterale, welche Angehörige der diversesten Gruppen reklamieren, als Mummenschanz, als eine Form der Unaufrichtigkeit gegenüber sich selbst, der «mauvaise foi», wie Sartre diese Selbsttäuschung nannte.

Welt ohne Sinngarantie

Eine gegenwärtige Variante der «mauvaise foi» manifestiert sich in den oft widersprüchlichen Experteneinschätzungen und behördlichen Communiqués, in den Schuldzuweisungen und konspirativen Szenarien, im Flair für autoritäre Politiker oder heilsversprechende Gurus. Der Minimalnennner: das Bedürfnis nach Eindeutigkeit, Gewissheit, Autorität. Und ausgerechnet in einer Situation wie der Pandemie, in der so ziemlich alles ungewiss ist, verlangt man nach Gewissheit. Dieses Bedürfnis entlarvte der Existenzialismus als Unaufrichtigkeit. Camus ortete den Heroismus des Menschen gerade im Akzeptieren der Ungewissheit. Wir mögen eine Pest überstehen, wir wissen nicht, wann und wo

uns eine andere bedroht. Epidemiologen bestätigen dies. Unter ihnen kursiert das Bonmot: Wenn du eine Pandemie beobachtet hast, dann hast du ... eine Pandemie beobachtet. Jede ist anders.

Eine andere Form der Unaufrichtigkeit lässt sich auch an der Elon-Musk-Mentalität unserer Zeit diagnostizieren: Die Welt ist technisch verfügbar – dem Ingenieur ist nichts zu schwer! Die Existenzialisten hielten dagegen: Die Welt ist gerade das Unverfügbare. Wie nützlich und praktisch die wissenschaftlichen und technischen Lösungen auch sein mögen, sie berühren noch nicht einmal das Grundproblem der menschlichen Existenz: Wie richten wir uns ein in einer Welt ohne Sinngarantie? Von daher kommt Heideggers berüchtigtes Wort «Wissenschaft denkt nicht».

Neue Unaufrichtigkeit

Das kann man *bona fide* so lesen: Sinnfragen sind keine wissenschaftlichen Fragen. Gewiss, jede Person hat ihre Sinnkrisen, sie überwindet sie auf ihre Weise, vielleicht auch mit wissenschaftlicher Hilfe, und früher oder später findet sie sich wieder innerhalb von Sinnwandlungen, in denen sie das Leben recht hübsch und häuslich möblieren kann. Die Pandemie führt uns jetzt eindringlich vor Augen, dass dieses Sinngehäuse nicht gefeit ist gegen Einbruch und Einsturz. Zu keiner Zeit. Das ist die fundamentale Erfahrung einer existenziellen Aufrichtigkeit, die, hat man sie einmal gemacht, das Leben grundiert. Man ist dann sozusagen existenzialistisch «geeicht». Der deutsche Titel von Simone de Beauvoirs erstem Roman (1946) liest sich geradezu als Emblem für die Pandemie: «Sie kam und blieb.»

Das impliziert keineswegs eine resignative oder fatalistische Grundhaltung. Im Gegenteil. Die existenzialistische Erfahrung kann einen befreien in einem radikalen Sinn: befreien von einem «unaufrichtigen» Leben, das auf falsche Gewissheiten baut, kommen diese nun von der Religion, vom Staat oder von der Wissenschaft. Das meint allerdings nicht Glaubens-, Staats- oder Wissenschaftsfeindlichkeit, wie sie zurzeit häufig kundgetan wird. Die Demonstrationen, in denen rabiat und lauthals gegen die «Bevormundung» durch Staat und Wissenschaft protestiert wird, befreien uns ja nicht, sondern treiben uns in eine neue Unaufrichtigkeit und erweisen sich im Grunde als verkappte Bevormundungen, nun durch selbsternannte «Querdenker», Besserswisser oder Spinner. «Salauds» nannte sie Sartre: intellektuelle Drecksäcke.

Von Karl Jaspers stammt ein anderer Begriff für die existenzielle Grunderfahrung: Grenzsitu-

tion. Die Corona-Krise treibt nicht wenige von uns in eine solche Situation, physisch, psychisch, sozial, beruflich – auch denkerisch. Der Begriff ist indes potenziell hochgefährlich. Jaspers verstand ihn individuellpsychologisch, aber die Verführung ist stark, ihn kollektiv unzuinterpretieren. Dann wird er zum ideologischen Gift. Philosophische Düsterräume unken von Ausnahmezuständen, Paranoiker wittern überall Verschwörung, sogar Kriegsrhetorik ist zu vernehmen.

Eine besondere Form von Unaufrichtigkeit zeigt sich auch hier, wenn nämlich die Angesprochenen innerlich an die «Grenze» getrieben und derart weichgeklopft werden, dass sie empfänglich werden für dubiose Erklärungen, Rezepte oder Heilsversprechen. Davor warnten die Existenzialisten ebenfalls. Aber einige warnten mit gespaltener Zunge. Hannah Arendt wunderte sich zum Beispiel bei Heidegger, wie der Philosoph der «Geworfenheit» sich seinem «Heil» in der Seinsgewissheit entgegenwerfen und politisch dem Totalitarismus verfallen konnte. Sartres Flirt mit dem «Heil» des Stalinismus und des Maoismus ist notorisch.

Keine sozialen Monaden

Beherzigenswert bleibt dagegen die elementare Botschaft der Existenzialisten: Ungewissheit ist das unauslöschliche Kennzeichen unserer Existenz – und gerade deswegen eine Ressource der Menschlichkeit. Denn sie bringt das universelle Bedürfnis nach Vertrauen und Solidarität hervor. Wir entdecken besonders in Lockdown-Zeiten, dass wir keine sozialen Monaden sind. Und was das Tracking uns jetzt offenbart, ist eine uralte Erkenntnis: Unsere alltäglichen Wege schneiden und verwickeln sich überall und jederzeit.

Simone de Beauvoir prägte dafür den Ausdruck «empiètement» – Eingriff, Übergriff, Inanspruchnahme. Im Roman «Das Blut der anderen» sagt eine Figur: «Ich kann mich nicht in mich zurückziehen. Ich existiere ausserhalb meiner selbst und überall auf der Welt. Es gibt keinen Zoll meines Weges, der nicht in den Weg eines anderen übergriffe.» Das ist die Entdeckung der Stunde. Das Handeln einer jeden, eines jeden hat einen grösseren Wirkungsradius, als man gewöhnlich annimmt. Zu hoffen ist, dass sich der Verantwortungshorizont im entsprechenden Verhältnis erweitert.

Eduard Kaeser ist Physiker und promovierter Philosoph. Er ist als Lehrer, freier Publizist und Jazzmusiker tätig. 2018 ist im Schwabe-Verlag erschienen: «Trojanische Pferde unserer Zeit. Kritische Essays zur Digitalisierung».